

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 36 (1954)
Heft: 34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
 Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annancen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
 Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate. Inseratenschluss Montagabend

Menschenrechtsfragen

Der Sinn des Frauenüberschusses

Zu meiner grossen Freude konnte ich im «Schweizer Frauenblatt» Nummer 48 vom 28. November 1952 lesen, dass auch andere Frauen sich mit dem Problem der alleinlebenden Frauen befassen. Dr. phil. Elfride Fuhrmann schreibt gar schöne, treffende Worte, die ich mir erlaube, hier zu wiederholen, weil sie stets ihre Richtigkeit behalten. Sie schreibt in ihrem Artikel «Die alleinlebende Frau» unter anderem: «Diese zeitbedingte natürliche Berufung zur Ehelosigkeit ergibt durch natürliche Fügungen. Da bleiben Frauen ehelos aus dienstbereiter und opferfreudiger Liebe zu hilflosen Eltern und unversorgten Geschwistern. Wie viele Bitterkeit in Altersheimen und Heimalosigkeit in Waisenhäusern könnte solche Liebe bannen! Aus glaubensvoller Liebe zur Kirche, die um der Einheit der Ehe willen auch im Bekenntnis eine Mischehe ablehnt, bleiben Menschen unverheiratet oder aus verantwortungsvoller Liebe zum noch ungeborenen Leben, die auf eine Ehe zwischen Kranken verzichten. Wie vieles Leid in Krüppel- und Siedenhäusern liesse sich durch ein solche Liebe verhüten! Wie manche bleibt unverheiratet aus einer so hohen Auffassung von Liebe, die aus zweien eins macht, dass sie eine reine Vernunftsehe ablehnt. Und nicht zu vergessen, die welche aus Liebe zu den grossen Aufgaben innerhalb der menschlichen Gesellschaft unverheiratet bleiben, weil sie erkennen, dass diese Aufgaben nur ausserhalb der Ehe ganz erfüllt werden können, da die eigentlichen Aufgaben der verheirateten Frau dem engen Raum von Familie und Heim zerteilt sind und die sie im öffentlichen Berufsleben vernachlässigen müsste, sehr zum Schaden der Familie und des Staates. Unsere friedlose, rastlose Zeit braucht die Gattinnen und Mütter, die das heilige Feuer des Friedens hüten und in ihrer Geborgenheit den vernichtenden Wellenschlag der Zeit auffangen, um von hier aus den Frieden auszustrahlen in Volk, Staat und Umwelt.»

Und weiter schreibt sie: «Unsere Zeit ruft aber auch nach der einsam in der Welt lebenden Frau, die in freier Verantwortung als Persönlichkeit handelt. Die Einsamkeit, die auch bereit ist, einer ganzen Masse gegenüber selbständig, oder besser gesagt christusfähig, zu denken, tapfer und kühn zu reden, massvoll und gerecht zu handeln, wie Gott es ihr durch das Gewissen befiehlt. Unsere Zeit bracht in der Welt diese alleinlebende Frau, die nicht verbittert, nicht vernichtet, nicht resigniert, sondern lebendig mitten im Leben steht, und deren natürlich-menschliche Anlagen und Fähigkeiten ebenso voll zur Entfaltung kommen wie die übernatürlichen, weil sie aus der Lebensfülle Gottes, aus der sakramentalen Fülle und aus der kirchlichen Lebensgemeinschaft lebt. Damit die Frauen sich so entfalten und auswirken können, dass sie aus Eigenem heraus gestalten und das ihnen Wesenseigne der Welt einprägen können, ist es notwendig, dass man sie als dem Mann gleichberechtigte Partnerin an den Aufgaben der Zeit mitarbeiten lässt, nicht unter ihm als seine Dienerin oder Beauftragte, sondern als die Persönlichkeit, die am Urmorgen der Schöpfung vom Schöpfer durch den Geist und Lebendigmacher ins Dasein gerufen wurde als das «eser kenergo» des Mannes, als sein wie ihm gegenüber», als wenn auch

nicht gleichartiges, so doch gleichberechtigtes Wesen.»

Hierzu möchte ich ganz klar und deutlich beifügen, dass der Frauenüberschuss nicht nur einen Sinn hat, sondern auch einen ganz bestimmten Zweck. Er stellt den denkenden Frauen die Aufgaben, die Welt von dem männlichen Grössenwahn, der sich, bewusst und unbewusst, in der männlichen Ueberheblichkeit äussert, zu heilen. Was ich damit meine, will ich wie folgt darlegen: Vom einfühligen Mann bis zum Intelligenzblatt vertritt das sogenannte starke Geschlecht die Meinung: «Die Frau sei auf der Welt, um den Männern zu kochen, zu waschen und zu putzen. Sie sagen: dafür wird sie Mutter: was will sie eigentlich noch mehr?» — Daher kommt es auch, dass sich heute noch gewisse Männer erlauben, Frauenartikel mit der Bemerkung «nicht druckreif» zurückzuweisen, sich jedoch nicht schämen, daraus zu stehlen, was ihnen passt, um es dann auf ihre Weise zu verwerten. Oder, dass sie einem raten, den Artikel mit einem Männernamen zu versehen, damit er angenommen werden könne, mit der Begründung, dass «Schöpfereisch» nur von männlichem Geist zugelassen werde.

Ist das nicht ein alter Aberglaube, den es höchste Zeit ist, ein für allemal zum Verschwinden zu bringen? Wie können wir das tun? Indem wir der Sache auf den Grund gehen und dieses Uebel, nämlich diese männliche Ueberheblichkeit, aus der Welt zu schaffen, dadurch, dass wir aufdecken, in welcher irrtümlichen Zusammenhang diese männliche Meinung entstanden, so gross geworden ist und sich so ausbreiten konnte, dass sie zu einem festen Glauben wurde! Von altersher betrachten sich die Männer als die «Schöpfer» in der Frage der Fortpflanzung. Diese Auffassung ist durchaus falsch, trotzdem auch in unserer heutigen Zeit daran festgehalten wird. Sie ist nicht nur falsch, sie ist auch unrichtig; denn sie allein bringen ja nichts Neues hervor, also sind sie allein nicht «schöpferisch». Schöpferisch wirkt die Natur und zwar nur und erst dann, wenn Mann und Frau gemeinsam wirken können. Dazu braucht der Mann die Frau. Darum könnten wir denkenden und überlegenden Frauen uns heute sehr gut damit an den Männern für ihre jahtausendliche Ueberheblichkeit rächen, indem wir ihnen vor Augen halten, dass sie in Wirklichkeit nur als Instrument der Arterhaltung gelten: denn das schöpferische Geschehen, also das eigentliche Werden, hat die Natur ja in den Schoss der Frau gelegt. Dass die Frau dafür missachtet und missbraucht wird, sollte heute jeden denkenden Menschen empören. Dass sie immer noch unterdrückt und vom Manne abhängig gehalten wird, dagegen müssen wir uns alle vom Menschenrechtsstandpunkt aus wehren.

Imms wieder kann ein Gejammer über die Ehebedingungen hören und lesen. Ueber die Not in der Ehe wird jedoch geschwiegen. Man sollte sich aber zuerst einmal ehrlich vor Augen halten und überlegen, was vielen Ehefrauen alles an Demütigungen zugemutet wird. Was glauben die Männer eigentlich, dass sie immer noch nicht zur Einsicht kommen wollen, dass die Frau in allem das gleiche Menschenrecht hat? Und was bilden sie sich ein, wenn sie behaupten, dass das Kind mehr väterliche

Erbmerkmale an sich trägt? Wenn dies in der Wirklichkeit so wäre, so hätten diese väterlichen Erbmerkmale sich mit der Zeit so entwickeln müssen, dass auch die Frauen einseitig männlich geworden, weil das Frauliche total verkümmert wäre. Wenn sich das Leben und hauptsächlich unser Frauen-dasein nach männlichen Auslegungen entwickelt hätte, wären wir Frauen heute gar nicht imstande, selber zu erkennen, selber zu beurteilen und selber zu unterscheiden, was Wahrheit ist und was nur männliche Zweckbetrachtungen zur Unterdrückung und Niederhaltung des Frauengeschlechtes sind.

Nun sind wir Frauen jedoch heute tatsächlich soweit, dass wir wissen, dass jedes Lebewesen, hauptsächlich aber wir Menschen, zweigeschlechtlich sind. Diejenigen Menschen, ob Mann oder Frau, die das wissen, gehören zu den (statt «höherentwickelten» will ich sagen) entwicklungsfähigen Menschen, während die andern zu den entwicklungsunfähigen Menschen zu zählen sind. Die Natur hat beide gleich ausgestattet, das heisst sie hat beiden Entwicklungsmöglichkeiten gegeben, jedoch, wie uns das Leben zeigt, profitieren nur Wenige bewusst davon. Diejenigen aber, die sich nicht gegen diese Entwicklung sträuben oder sie vernachlässigen, wissen heute, dass wir alle, ob Mann oder Frau, Erbmerkmale von Vater und Mutter übernommen und mitbekommen haben. Nur kommt es darauf an, wie wir dies entsprechend unserer Eigenpersönlichkeit verwerten. Ob wir, als Frauen, das Männliche überschätzen und unsere weibliche Eigenart vernachlässigen, oder ob wir das eine mit dem andern in richtigem, ausgleichendem Sinn zu unserem eigenen Vorteil und zum Nutzen unserer Mitwelt anwenden. Derselbe Vergleich gilt auch für die Männer, die ja bekanntlich dazu neigen, das, was sie von der Mutter mitbekommen haben, als weiblich abzutun und zu vernachlässigen, statt ebenfalls mit ihrer Eigenart zu vereinen. Und doch streben alle wissenden, fühlenden und denkenden Menschen nach einer menschenmöglichen Vollkommenheit. Sie kann aber nur erreicht werden im Geistigen und Seelischen vereint. Wer das eine überschätzt und das andere verleugnet, hat den Sinn des Lebens nicht erfasst.

Es ist darum höchste Zeit und unsere frauliche Pflicht, veraltete einseitig männliche Anschauungen ins richtige Licht zu rücken und klarzustellen, indem wir unseren Mitmenschen deutlich vor Augen führen, woher und warum Trugschlüsse immer noch in der Welt zirkulieren.

Wir wollen uns also folgendes merken: Der liebe Gott hat den Frauen den Verstand gegeben, um



Frau Oberin Monika Wuest

Nachruf siehe zweite Seite

ihn ebensogut zu gebrauchen, wie das die Männer tun. Wir Frauen haben die Menschheitspflicht und das Menschenrecht selbständig denkende, eigene Persönlichkeiten zu sein, unabhängig abwägend, selber überlegend und beurteilend. Der bis jetzt allein geltende «schöpferische» Geist der Männer hat uns Menschen dem Abgrund so nahe gebracht, dass von diesem allein nichts mehr zu erhoffen ist. Darum will ich auch noch erklären, weswegen ich das Wort «schöpferisch» in männlichem Sinne angewandt, in Gänsefässchen setzte. Meine frauliche Auffassung ist wie folgt: Schöpferisch ist das Wirken und Werden der Natur. Die Schöpfung liegt im All. Der Schöpfer ist identisch mit Gott. In Wirklichkeit sind wir also alle, Männer wie Frauen, Geschöpfe mit denselben Gaben von unserem gemeinsamen Schöpfer versehen, und so es die Schöpfung gut mit uns meint, wirkt sie auch schöpferisch in uns und durch uns, aber niemals sind wir selber Schöpfer.

M. E. Gysin

Die Mutterliebe in der Frühkindheit als psychologisches Problem — Von einer andern Seite aus gesehen

Entgegnung auf den Artikel: «Die Mutterliebe in der Frühkindheit» in Nummer 27

Schon seit einiger Zeit gehen die Wogen über dieses Problem ziemlich hoch und Diskussionen aller Art werden darüber geführt und man versucht bereits diese neuesten Erkenntnisse in den Kinderheimen auszuwerten, indem man versucht, in der Schaffung von sogenannten Familien innerhalb der Heime den Kindern einen ungefähren Ersatz für das Verlorene zu geben. Ob diesen Bemühungen gütlicher Erfolg beschieden sein wird, kann erst die Zukunft offenbaren, und wir weiss, werden vielleicht, bevor sich diese Familien eingebür-

gert haben, noch neuere Erkenntnisse, diese wieder illusorisch machen. Doch wie dem auch sei, es lohnt sich immerhin, einmal die Praxis, die unfelhar einer Theorie folgen muss, soll diese gültigen Wert besitzen, näher zu beleuchten. Und diese sieht ungefähr so aus, dass bald alle Kinderheime, die auf sozialer Basis geführt werden, zu klein sind, um den vielen Aufnahmehesungen gerecht zu werden. Doch ist es durchaus nicht so, dass die Geschwister aus egoistisch-materialistischer und vergnügungssüchtiger Einstellung heraus handeln, son-

Kirche und Burg von Ramosch im Unterengadin

Die abenteuerliche Lebenslinie des Dorfes Ramosch beginnt urkundlich im Jahre 930 mit der Kirche und der Erwähnung eines Presbyters Hartpert. Das Patrozinium des Heiligen Florinus erinnerte an eine andere Frühkirche, die schon zu Lebzeiten des Heiligen im 7. Jahrhundert bestanden haben muss. Florinus war der Sohn eines Briten und einer Jüdin, die sich auf der Heimreise von 1300 Wallfahrt nach Rom in Matsch im Vinschgau ansettelten. Die frommen Eltern weihen ihren Spätgeborenen dem Dienst des Herrn und gaben ihn zu diesem Zweck dem nur vier Meilen von Matsch entfernt wohnenden Priester Alexander in Ramosch in Obhut. Schon früh wurde der menschenfreundliche Jüngling durch eine besondere Gabe des Himmels ausgezeichnet. Als er für seinen geistlichen Lehrer Wein auf der nahen Burg holte, begegnete er auf dem Rückwege einer Bettlerin und schenkte ihr den Wein für ihren kranken Mann. Der Vorfall wurde vom Schloss aus beobachtet und dem zurückgekommenen Jüngling deshalb neuer Wein verweigert. Da füllte Florinus den Krug mit Wasser und kehrte zu Alexander zurück, der schon von der Verwundung suchte des jungen Mannes Kunde erhalten hatte. Aber das Wunder von Kana hatte sich zum zweitenmal ereignet — statt des Quellwassers floss bester Wein aus dem Krüge. Als Florinus später Priester an der Kirche von Ramosch war, sagte er seinen eigenen Tod auf die Minute genau voraus. Das war der Anfang des Florinuskultes, den die Matscher und Ramoscher besonders anhängen, der sich

aber weiter verbreitete und bis zur Einführung der Reformation die Kirche zum berühmten Wallfahrtsort werden liess. Die Leute von Nauders, die katholisch geblieben waren, hätten den Heiligen gerne ins nahe Tirol geholt und boten eine ansehnliche Summe für die Statue des Heiligen Florinus, die in der Sakristei verblieben war. Aber die Ramoscher wollten ihren Patron nicht verkaufen, denn «es möchten sich Änderungen ergeben, dass sie den Heiligen wieder brauchen könnten». In einer Nacht stahlen dann die «papistischen Kunstliebe» ihren hochverehrten Patron und alle andern Heiligen. Einige Jahre vor der Reformation — 1530 durch Pfarrer Wolfelin à Porta gepredigt — wurde in Ramosch ein spätgotischer Neubau über der aus romanischer Zeit stammenden Kirche vollendet, der mit unwesentlichen Veränderungen heute noch steht.

Wahrscheinlich gehörten die beiden Burgen Serviez, die eine westlich von Martina, die andere unterhalb von Ramosch auf dem linken Innufer, beide vollständig zerstört, den Edlen von Ramosch als Strassensperren, die sie im Jahre 1256 von Graf Meinhard I. von Tirol die Erlaubnis erhielten, ein neues Haus (casa nova), «Tschaniff», zu bauen. Ob die von Ramosch Ministeriale des Bischofs waren, oder ob sie die Lehen von den Herren von Matsch oder vom Grafen von Tirol trugen, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Fest steht lediglich, dass bei der Gründung von Tschaniff der Tiroler «am Zug» war. Wurden Nannes von Ramosch und seine Rechtsnachfolger zunächst nur zur «Offenhaltung» der Burg für die Tiroler verpflichtet, so gab der Brudermord, den Swicker 1307 an Conrad verübte,

Herzog Leopold von Oesterreich Gelegenheit, die Feste Tschaniff an sich zu bringen. Ulrich von Matsch wird von Herzog Albrecht 1393 mit der Burg belehnt. Am Ende des 14. Jahrhunderts machte dann Bischof Hartmann wieder Anspruch auf Ramosch und eroberte sie durch Ueberfall, kaufte sie dann noch dazu von den Matschs, die sie im folgenden Jahre noch einmal plünderten. Nach einem zwanzig Jahre dauernden Streit entscheidet 1421 Erzhzog Ernst in einem Schiedsgericht den Besitz von Tschaniff zu Gunsten des Gotteshauses. Die Verweigerung der Steuern, vor allem des Fastnachthuhnes, gaben Oesterreich noch einmal Gelegenheit, im «Hennenkrieg» ins Unterengadin einzufallen und die Burg in Brand zu stecken, als blutiges Vorspiel zur Entscheidung an der Calven. Im Schwabenkrieg ründete der damalige Pfandbesitzer die Burg 1499 nach der Methode der «verbrannten Erde» selbst an, damit sie dem Feind nichts nütze. Die Ramoscher rebellierten wegen des französischen Bündnisses im Jahre 1565 und legten in Abwesenheit des Kastellans Feuer an die Burg. Im gleichen Jahre mussten sie aber in fast unerträglicher Fron die zerstörte Burg wieder aufbauen, «in der alten Schönheit, aber noch stärker». Zur Zeit der Bündner Wirren brachte ein Glarner Regiment 1622 den Roter Hahn erneut nach Tschaniff, aber Sererhard berichtet noch 1742 in «Einfaltel Delineation aller Gemeinden gemeiner dreien Bünden»: «Zuoberst im Dorf führt ein breiter Weg in das Schloss, so noch in seinem Wesen steht. Das Schloss ist ein uraltes Wesen, inwendig aber nicht wohl gebauen. Vor hundert und etlichen Jahren ist es abgebrunnen. Es steht auf der Extremität des Tobelfelsens; ein recht grässlicher Abissum, daher die Schwindel haben,

nicht gern da hinaus schauen. Der Castellan muss jährlich auf St-Georgen-Tag sich einfinden, dahin sich dann der Gotteshaus-Annach zu ihm verfüget, die Bestätigung und Bischöflich Beedigung zu empfangen und muss dabei der Castellan dem neuen Ammann nach alten Herkommen 6 Gulden geben.»

Seit 1780 wurde die Burg vom Bischof aufgegeben, da die Gefahr von Rutschungen vorhanden war. Heute ist Tschaniff im Besitze eines ehemaligen Nationalrates. Der alte Herr — mit seinen 82 Jahren ist er noch recht rüstig — unternimmt seinen täglichen Spaziergang in der Richtung auf die Ruine zu.

Wir nähern uns der Kirche von der Südseite, an der der Turm steht. Seine unteren Partien gehören noch zum vorgestrichen Bestand, die oberen Stockwerke sind jünger. Das Dach der Kirche ist über dem nach Osten gerichteten Chor abgewalmt, zweimal abgesetzte Streben gliedern Chor und Schiff. Das rundbogige Hauptportal in der Westfront scheint verschlossen, seine Rundstäbe laufen im Kielbogen zusammen und rahmen eine Holztafel des Kirchenpatrons ein. Vor dem Gittertor sieht uns eine ältere Frau beim Versuch des Türöffnens zu, während sie mit einem dicken Haselstecken einer Kuh den Weg weist. Es ist die Mutter des Gemeindepäsidenten von Ramosch, die das Schloss mit Geschick meistert, das lange Übung verrät. Im Innern überraschen das Sternengewölbe des Chors, das gegen den Scheitel hin überhöhte Netzgewölbe des Schiffes und das Masswerk der Steingewölbe und der Kanzel durch ihre Ähnlichkeit mit der Kirche von Scuol. Bernhard von Puschlav war der Erbauer beider Kirchen; sein Meisterzeichen befindet sich im Chorbogen un-

Zur Erinnerung an Frau Oberin Monika Wuest†

5. August 1898 bis 8. August 1954

Wenn ich Abschied nehme,
Möcht ich leise gehn!

Leise ist sie gegangen, aus einer riesengrossen Arbeit heraus, ihr Werk denen hinterlassend, denen sie ein Leben lang ihr Bestes gegeben hat. Mit 56 Jahren hat Gottes Ratschluss sie vom Pfingstweg geholt, und denen, die zurückbleiben, fällt es schwer, sich demselben zu fügen, denn verstehen können wir ihn nicht.

Monika Wuest war die geborene Krankenpflegerin, die begnadete Schwester, die war Kranken- und Pflegenden ein Halt, ein Vorbild. Ihre Bitte, nicht ihre Persönlichkeit in den Mittelpunkt unseres Gedankens zu stellen, ist schwer zu erfüllen, denn wo Frau Oberin Wuest war, da war sie der Mittelpunkt. Herr Pfarrer Hans Fick zeichnete, diesem Wunsche nach Möglichkeit nachkommend, ihr Lebensbild und ihr Lebenswerk, wobei aber jeder der vielen Trauernden herausfühlen musste, wie sehr ihr Lebenswerk, ihre ganzliche Arbeit eben durch ihre Persönlichkeit bestimmt war.

Von zu Hause eine sorgfältige Erziehung gemeinsam mit ihrer Schwester, eine tiefgehende Kultur, die Erlebnisse vieler Reisen mitbringend, kam sie, über den Umweg der Ausbildung zur Hausbesitzerin in der Krankenpflege, wonach von Kind auf ihre Sehnsucht stand: «Wenn ich gross bin, werde ich Schwester und gehe zu den Schwarzen» — sagte sie. Aber die Weissen, die Heimat, liessen sie nicht gehen, sie hat sie selber so nötig gehabt. Nach ihrer Ausbildung in der Rotkreuz-Pflegerschule in Bern arbeitete sie als Oberin im Kantonsspital Münsterlingen. Durch ihre Erfahrungen als Hausbesitzerin, vor allem aber durch ihre angeborenen Fähigkeiten als Führerin, erwarb sie sich all das, was sie dann, während einem jahrelangen Präsidium des Verbandes diplomierter Krankenschwestern und Krankenpfleger — von 1944 bis 1950 — zur Leitung vorerst der Fortbildungskurse für diplomierte Schwestern im Schwesterheim des Schweizerischen Roten Kreuzes in Maglingen, und der daraus sich entwickelnden Fortbildungsschule in Zürich in so hohem Masse befähigte.

Nun aber wäre es eine Verkennung des tiefsten Wesens von Monika Wuest, wollten wir ihre berufliche Tätigkeit nicht als das Wesentliche ihres Wirkens auffassen. Wohl war sie mit Leib und Seele Krankenpflegerin, Schwester, dies war, wie Pfarrer Fick betonte, die Substanz ihres Wesens. Aber darüber hinaus war sie eine Persönlichkeit, und zwar kam ihr ganzes Wirken aus den tiefsten Tiefen ihres Wesens und hatte daher die grosse

Tiefenwirkung bei allen, die ihr, sei es zur Ausbildung anvertraut waren, sei es dass sie persönlich oder beruflich ihren Weg kreuzten, oder dass sie ihr durch freundschaftliche Bande verbunden waren.

Sie war eine Frau von ganz seltener Geschlossenheit des Wesens, weshalb sie in ihrer ganzen Berufstätigkeit stets auf das Wesentliche ging. Ihre Warnung vor der Technisierung, der zunehmenden Vermaterialisierung des Westens, gab sie immer wieder allen den Jungen mit auf den Weg, denen sie in der Rotkreuz-Fortbildungsschule gemeinsam mit einem sorgfältig ausgewählten Lehrkörper so viel Wertvolles aus den verschiedensten Gebieten vermittelte. Ihr lag daran, den jungen Schwestern nicht nur Berufliches zu vermitteln, sondern einen aus Kunst, Poesie und Musik schöpfenden Fundus aus dem sie, besonders auch als Oberschwester und Hausmutter zum Wohl der Mitarbeiterinnen und der Patienten schöpfen konnten.

Über das alles hinaus ist ihr aber noch etwas Grosses möglich geworden: Die reibungslose Zusammenarbeit aller Schwesternkreise in konfessioneller und weltanschaulicher Beziehung — etwas, wofür ihr das Rote Kreuz und die Schwestern, deren Arbeit ja bei allen gleichermassen in der Liebe, der Hingabe zum Nächsten wurzelt, nicht dankbar genug sein können. Sie lebte allen vor, was eine Frau kann, wenn sie im Dienste Gottes den Dienst an den Kranken tut. «Seinen Willen zu erfüllen war Anfang und Ende ihres Berufsethos, weshalb sie sich fügen konnte, wenn es anders ging, als sie es meinte — denn der Lenker alles Geschehens kann sich nicht täuschen.»

Uns allen, die sie gekannt, geliebt haben, die beruflich, menschlich so viel Segen und innere Hilfe von ihr haben empfangen dürfen, durch ihre Führung, ihr Beispiel, durch ihr einfach es sein, wie sie eben war — wir alle haben Mühe, den Schlag, den ihr Tod bedeutet, in diesem selbst Gottvertrauen hinzunehmen. Mögen alle die Schwestern — und anderen Kreise, die aus dem hohen geistigen und seelischen Reichtum von Frau Oberin Wuest Kraft, Mut, Förderung haben schöpfen dürfen, aus Dankbarkeit dafür ihr geistiges Erbe zu treuen Händen nehmen und es weitergeben an eine Schwesterngeneration, die auch heute vor grossen Aufgaben steht, die zu bewältigen sie nur imstande sein wird, wenn sie nie vergisst, dass Schwester sein nicht nur Beruf bedeutet, sondern eine Berufung bleiben muss, wenn er im Sinne der Dahingegangenen erfüllt werden soll. El. Studer

denn es sind zum Teil uneheliche Kinder, aber zum grössten Teil Kinder aus geschiedenen oder getrennten Ehen, und zwar solche Kinder, die den Müttern zugesprochen wurden und für welche die Väter rechtmässig Alimente zu zahlen hätten. Und gerade hier klappt in unserer sozialen Gesetzgebung eine riesige Lücke, die in den meisten Fällen der Grund dazu ist, dass eben die Mutter-Kind-Beziehungen gelöst werden müssen, weil die Mutter unter allen Umständen jegliche Art Arbeit annehmen muss, um sich und dem Kind den Lebensunterhalt zu sichern — weil sich der Vater von den Pflichten einer Alimenten-Zahlung auf irgend eine Art zu drücken versteht, oder weil diese so klein sind, dass sie nicht zum Notwendigsten ausreichen. Und wenn wir dazu noch wissen, dass die Verpflichtung des Vaters, Alimente zu zahlen, noch absolut nichts zu sagen haben, dass, ob der Vater sie überhaupt zahlt oder nicht, auf einem ganz andern Blatt geschrieben steht, so bekommt das Problem ein noch ganz anderes Gesicht. Es gibt nämlich der Wege viele für die Männer, sich vor der Zahlung der Alimenten zu drücken; angefangen beim häufigen Stellenwechsel, damit das Einkom-

men nicht mehr kontrollierbar ist, bis zur Wiederverheiratung, bei der die Bedürfnisse der neuen Familie bei weitem vor der Zahlung von Alimenten kommt. Dazwischen liegen noch eine Unmenge von Möglichkeiten, um den Müttern den ohnehin schon geringen Beitrag an die Erziehung der Kinder vorzuenthalten.

Auf jeden Fall steht fest, dass praktisch die Zahlung der Alimente immer von der Gütmütigkeit der Väter abhängt — wenn es theoretisch auch nicht der Fall ist. In wie vielen Fällen zum Beispiel müssen die Frauen Monat für Monat den Weg zum Betreibungsamt gehen, weil ohne Betreibung die Bezahlung auf keinen Fall erfolgt. Was dieser ewig dauernde Kampf für eine Mutter bedeutet, kann kaum ermessen werden, und wie sehr er die Kraft aufzubrechen vermag, darüber können wohl Fürsorger und Fürsorgerinnen Auskunft geben. Wundert es einen da noch, wenn eine Frau langsam, ohne dass es ihr vielleicht bewusst wird, das Kind als Last zu empfinden beginnt und sich die Bande zwischen Mutter und Kind zu lockern beginnen? Ist nämlich die Frau nicht mehr im Stande, diesen Kampf weiterzuführen und übergibt sie die Eintreibung den Behörden, so ist ihre Handlungsfreiheit — wieder praktisch — zum vornehin eingeschränkt und gerade weil sehr viele Frauen sich davor scheuen, so geben sie lieber ihre Kinder in die Obhut von Kinderheimen, um selbst ungenötigt dem Verdienst nachgehen zu können, einem Verdienst, der notwendig ist, um sie und die Kinder vor der Armut zu bewahren. Und gerade hier tut sich wieder eine Kluft auf, die beinahe unüberwindlich ist, aber in Tat und Wahrheit so ist, gesetzlich verbietet.

Ist nämlich eine Frau unter allen Umständen auf die Alimentenzahlung angewiesen — und welche Frau ist es nicht, wenn mehrere Kinder zu ernähren oder zu versorgen da sind — und die Behörde die Eintreibung übernehmen, so wird, wenn diese vom Mann nicht mehr bezahlt werden, nicht etwa der Mann armengemässigt, der den Betrag nicht zahlt, sondern die Frau. Sie ist es nun, die genauestens über ihre Ausgaben und Einnahmen Rechenschaft ablegen hat, und alles was, über ein festgesetztes Existenzminimum hinausgeht, wird ihr an der Alimentenzahlung der Behörden abgezogen. Kommt die Frau bisher noch zu Hause sein, so wird behördlicherseits nun nach einem Platz für die Kinder umgesehen, damit die Mütter auswärts arbeiten können. Selbstverständlich ist in vielen Fällen die Unterbringung in einem Tagesheim oder Hort möglich, aber in ebenso vielen Fällen, und gerade bei Kleinkindern — die nach Dr. Duc — nicht von der Mutter getrennt werden sollten, kommt nur eine Versorgung in einem Heim in Frage. Dies ist nur ein Beispiel, dem zahllose andere beigelegt werden könnten. Auf der einen Seite will man alles tun, um psychologisch dem Kind nicht zu schaden, auf der andern Seite fasst man behördlicherseits gerade das, was in den schwärzesten Farben angeprangert wird, und zwar ebenfalls behördlicherseits, nur all zu rasch ins Auge, nicht aus ideellen, sondern aus rein materialistischen Gründen. Jeder Kanton wendet namhafte Beträge jährlich auf um die vielen Kinderheime zu unterhalten, Beträge, die auf das einzelne Kind umgerechnet, gewöhnlich die Alimenten-Guthaben der Mütter bei weitem überflügeln oder ihnen mindestens die Waage halten. Wenn Dr. Duc in seinen Ausführungen schreibt, dass sogar ein schlechtes Zuhause für Kleinkinder immer noch viel besser sei, als die beste Pflege ausserhalb der Familie, und wenn die katastrophalen Folgeerscheinungen des Mangels der Mutter-Kind-Beziehung in der frühen Kindheit doch heute als psychologische Tatsachen bewiesen sind, wieviel mehr müssten doch die Behörden darauf bedacht sein, wenigstens jene Mutter-Kind-Beziehungen zu retten, die nur aus materiellen Gründen gefährdet sind. Aber gerade hier versagt unsere soziale Gesetzgebung, und so lange dieses Versagen nicht ausgemerzt wird, kann auch das andere psychologische Problem nicht gelöst oder wenigstens nur mangelhaft gelöst werden. Es ist einfach notwendig, dass in der heutigen Zeit, wo das Alimenten-Problem immer akuter wird, der Staat eingreift und er der Vermittler wird. Wie manches, das nicht die Dringlichkeit dieses Problems aufweist, hat schon in irgend einem neugeschaffenen Gesetz staatliche Regelung erfahren. Warum soll nicht auch hier, wo es doch schliesslich um die Gesunderhaltung des Kostbarsten geht, eine staatliche Regelung eingreifen?

In Schweden muss zum Beispiel keine Frau und Mutter sich um die Eintreibung der Alimente kümmern, sie hat diese einfach nach dem gerichtlichen Urteil zu gut, der Staat bezahlt sie ihr aus, und der Vater schuldet den Betrag dem Staat. Dass sich bei diesem System die Schuldner nicht so leicht aus der unliebsamen Affäre ziehen können wie bei uns, versteht sich von selbst. Gewiss würde dies dem Staat manche Mehrarbeit aufbürden, doch bliebe die Liebe der Mutter zu ihren Kindern von all den zermürbenden Demütigungen bewahrt und gerade diese Liebe, ist ein nicht zu verkennender Faktor im Getriebe des Staates, das muss einem unbedingt auch nach dem Durchlesen der Dutschen Ausführungen, einleuchten und hat nicht bereits Gotthelf gesagt: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland». Wenn in diesen Fällen das zu Hause auch nur noch die Mutter bedeutet, so muss eben dieses wenigstens nach Möglichkeit erhalten bleiben.

Annette Gasser

Keusche Seele

Von Elisabeth Heeren

Geheime Wasser in der Tiefe leben,
sie treten nirgendwo als Quell ans Licht.
Auch deiner Seele innerstes Erleben
verraten die geschlossenen Lippen nicht.

Ich weiss, dass deine Liebe tief und gross,
doch legst du dennoch nicht die Seele bloss.
Ein Alletztes schweigst in ihrem Schoss.
Dies ist es: in des Herzens tiefstem Schrein
gibt es ein still verborgenes Kämmerlein:
dort wohnen nur dein Gott und du allein!

Die Lichtscharte eines Seitenturmes hat ein Berberstentrauch mit gelben Blütendolden ausgefüllt; wilder Holunder, stachelige Wachholder und Heckenrosen lehnen sich auf einer dünnen Erdschicht über den Tobelfelsen. Liegend wagt man einen Blick auf die tief unter schäumende Branca, die sich zwischen Bündler Schleier und Serpentin den Ausgang aus dem Val Sinesera ertrotzt hat. Das Auge folgt ihrem Lauf, bis ihre stiebende Unruhe im Silberband des Inns untergeht; dann gleitet es der Lischanagruppe entlang über die rechtsufrige Bergkette weiter zum Piz S-chalambert bis zu den Waldhängen der Val d'Assa, die in ihrer Ostflanke eine eigentümliche Naturscheinung birgt, die in den Sagenkreisen um Tschänuff einbezogen wurde. Die «Puntana chistaina», eine intermittierende Quelle, wird in ihrem zeitweisen Sprudeln als die Tränen einer Bergfee gedeutet, die um ihren Geliebten — einen untreuen Herrn von Tschänuff — fliessen.

Der Sommertag scheint erfüllt von Träumen aus der Geschichte der Burg, die wie flüchtige Schmetterlinge durch das Bewusstsein gaukeln. Aber die Romantik von einem heiteren Dasein wäre angesichts der düsteren Wände der noch verbliebenen Mauern fehl am Platze. Ergreifen kann uns nur der Mut zur Tat, den diese noch im Verfall stolzen Zeugen einer vergangenen Zeit ausdrücken. Die Landschaft scheint sich mit ihnen auf geheimnisvolle Weise verbunden zu haben, und wird unserem Geist durch ein eingepriegt mit einer seltenen Leuchtkraft. Der Weg hügelabwärts führt an hochstehenden Rosenfeldern vorbei. Klatschmohn säumt die blaugrün schimmernden Flächen mit roten Tupfen ab.

Claire J. Schibler-Kaegi

Politisches und anderes

Dank Edens an die Schweiz

Der britische Aussenminister Eden dankte in einem Schreiben an Bundesrat Pettipierre der Schweiz für die Gastfreundschaft während der Genfer Konferenz.

Die französischen Zusatzprotokolle zum EVG-Vertrag

Das französische Kabinett gab Ministerpräsident Mendès-France die Vollmacht, mit den andern EVG-Staaten über bedeutsame Modifizierung des EVG-Vertrages zu verhandeln. Die neuen französischen Vorschläge bezwecken die Übergangsperiode von 3 auf acht Jahre zu verlängern und die militärische Integration auf die in Deutschland stationierten Truppen zu beschränken. Diese Vorschläge haben in den andern EVG-Staaten ziemlich ablehnende Reaktionen hervorgerufen.

Die Labourdelegation in Peking

Die britische Labourdelegation mit Attlee an der Spitze ist nach kurzem Aufenthalt in Moskau in Peking eingetroffen. Wie in Moskau wurden auch hier grosse offizielle Empfänge zu Ehren der Engländer veranstaltet.

Der Kampf gegen den Kommunismus in Amerika

Das amerikanische Repräsentantenhaus hat mit 305 gegen 2 Stimmen die von Präsident Eisenhower gebilligte Gesetzesvorlage gutgeheissen, wonach die kommunistische Partei als eine ungesetzliche Organisation erklärt wird.

Beginn der Räumung Ägyptens durch England

In der Nacht zum Dienstag hat ein erstes Kontingent britischer Truppen Ägypten verlassen.

Auflösung der holländisch-indonesischen Union

Holland und Indonesien lösten ihre viereinhalb Jahre alte Union auf und unterzeichneten ein neues Abkommen, welches die finanziellen und wirtschaftlichen Interessen der Niederlande in ihrer früheren Kolonie garantiert.

Oesterreichischer Vorschlag durch Moskau abgelehnt

Nach einem Bericht der Agentur Tass lehnte die Sowjetunion am Donnerstag den österreichischen Vorschlag über die Einberufung einer Fünferkonferenz zur Prüfung der Frage der Besatzungskosten ab. Dagegen schlug sie die Einsetzung eines Botschafterrates vor, der die hängigen Fragen im Zusammenhang mit dem österreichischen Staatsvertrag zu behandeln hätte.

Weltkirchenkonferenz in Evanston eröffnet

Am 15. August wurde in Evanston bei Chicago die Weltkirchenkonferenz eröffnet. An der Konferenz nahmen die Vertreter von 161 christlichen Kirchen mit Ausnahme der römisch-katholischen Kirche teil.

Immer noch 443 000 Flüchtlinge

Nach dem Bericht des Hochkommissars für Flüchtlinge leben in Europa noch immer 443 000 Flüchtlinge in Lagern, für 350 000 haben noch keine Dauerlösungen gefunden werden können, 15 000 sind infolge von Alter, Gebrechen oder Krankheit auf Wohltätigkeit angewiesen.

Schweizer Aerzte in Moskau

Wie die sowjetische Nachrichtenagentur Tass berichtet, hat das Präsidium der sowjetischen Akademie für medizinische Wissenschaften am Montag einen Empfang zu Ehren der in der Sowjetunion weilenden Delegation schweizerischer Aerzte veranstaltet.

Gute Entwicklung der schweizerischen Buchausfuhr

Wie dem «Schweizer Buchhandel» zu entnehmen ist, hat sich die schweizerische Buchausfuhr im ersten Halbjahr 1954 günstig entwickelt. Insgesamt wurden für 11 788 584 Franken Bücher und für 1 410 496 Franken Zeitschriften ausgeführt und damit Höchstwerte erreicht.

Alt-Nationalrat Konrad Ilg gestorben

In Bern ist im 78. Lebensjahr alt Nationalrat Konrad Ilg gestorben. Er war langjähriger Präsident des Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeiterverbandes und einer der Initianten des sogenannten Friedensabkommens in der schweizerischen Maschinen- und Metallindustrie.

Abgeschlossen, Dienstag, 17. August 1954. cf.



terhalb des Datums 1522. Auffallend bleibt bei der Kirche von Ramosch die betonte Breitendimension in Langhaus und Chor — der beinahe gleich in Tiefe und Breite ist. Frau Ursula, die uns beim Abschieden des Chores zuschaut, gibt uns mit einer Legende die Erklärung. Als die Gerüststangen für die Kirche ausgeteilt gewesen seien, missgünstigten die Leute von Vna den Ramoschern die künftige grosse Kirche. In der Nacht rückten sie deshalb die Stangen enger zusammen, aber die Bewohner von Ramosch erkannten den Unfug rechtzeitig und rückten die Stangen wieder auseinander, allerdings ein wenig zurück.

Aus den Ecken der Gwölbefelder wachsen in sicherer Zeichnung und feiner Farbnuancierung die unter der Empore noch unretuschiert erhalten ist, Blumenbüschel aus den verschiedensten Pflanzenarten. Enziane und Disteln, Rosen und Reben werden phantasievoll vermischt und geben dem feierlich schönen Raum eine heitere Note. Diese wird noch verstärkt durch die Sakramentsnisse in der Nordwand des Chores. Ein reich profiliertes Nischenrahmen ruht auf einem dreiteilig verstellten Stamm, steigt zu beiden Seiten der Eisentüre — mit Bandbeschlägen und Rosetten — empor und vereinigt sich im Kielbogen. Ein Tabernakel in einer protestantischen Kirche mutet wie ein Juwel an, besonders wenn zu der eigenwilligen gotischen Architektur noch die zarten Formen der Frührenaissance im Abendmahlbild kommen. Das über dem Giebel die Sakramentsnische abschliesst.

Von den zahlreichen Grabtafeln in und ausserhalb der Kirche verdient die des Ramoscher Pfarrers Martinus ex Martini besonderer Erwähnung, denn es

hat in seinem «Raim de la libertat» den Loskauf des Engadins im Jahre 1652 jubelnd besungen.

Die Burgruine Tschänuff erreicht man über den alten Burgweg, der so angelegt war, dass der Angreifer beim Aufstieg die vom Schilde nicht geschützte rechte Seite dem Verteidiger zukehren musste. Die Wucht der Mauernmassen überwältigt beim Näherkommen von Osten; der Hauptturm steht dem Angriffsfeld zugekehrt und bildet die Nordostecke der Anlage. Der Zugang zu ihm öffnet sich an seiner Südwand hoch oben und war durch einen Wehgang erreichbar. Eigenartig muten die zwei andern Türme an, die im Süden den Wohntrakt flankieren und wie ungeheure Brandmauern sogar gegen das Tobel stehen. Diese Pylonen — die als Schutz gegen Ferngeschosse dienten — sind typisch für Tschänuff; sie geben der Burg in ihrem Zerfall etwas von einer Theaterkulisse.

Das Verlangen, aus den Mauerstümpfen den Grundriss der Anlage abzulesen, ist stärker als die Angst vor fallenden Trümmern. So wagen wir uns durch den gewölbten Torweg. Ueber ein weiches Polster von Moos und Wegerich folgen wir dem Bienenwegsumm an den Erdbereitungen vorbei zu Mauern von ganz verschiedener Stärke. Einen einzigen verwiterten Holzbalken finden wir zwischen geborstenem Gestein lose eingefügt; ein Tuffkeil zeichnet die Linie eines Bogens nach. Im Inneren Hoftell war ein Bauwerk an den Bergfried angeschlossen. Das Auge tastet sich an der Linie des Hauptturmes hoch. Selten fünf Geschossen fehlt das Dach. Aber eine Legetüre und eine Lärche haben auf seiner Mauerkrone Platz gefunden. Ein Turmfalken kreist über ihnen.

Probleme um die Walliser Aprikosen

El. St. Die Aprikose stammt aus Asien, ebenso sind schon in alten Zeiten grosse Kulturen in Armenien nachgewiesen worden. Im Wallis ist sie erst vor zirka 50 Jahren durch einen französischen Emigranten eingeführt und nachher durch die Einwanderer in stets vermehrter Masse angepflanzt worden.

Im Jahre 1934 betrug die Produktion 2250 Tonnen, im Jahre 1935 deren 4982. Die Menge des Ertrages ist den klimatischen Verhältnissen stark unterworfen, denn 1946 stieg sie sogar auf 7132 Tonnen, um in den Zwischenjahren bis 1953 im Durchschnitt auf 3880 Tonnen zu stehen. Mit dieser Feststellung kommen wir sogleich zu den grossen Wirtschaftsproblemen des Wallis. Die wirtschaftliche Struktur des Wallis wird von den drei grossen Faktoren Industrie, Fremdenverkehr und Landwirtschaft bestimmt, die letztere aber ist der bedeutendste unter ihnen, weil der grösste Teil der Bevölkerung von ihm abhängt.

Das Rhonetal in seiner Länge von 170 Kilometern, seiner schmalen Breitenausdehnung zwischen zwei hohen Gebirgswällen eignet sich klimatisch durch seine geschützte Lage vorzüglich für eine gepflegte Obstkultur — Erdbeeren, Tomaten, Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen — besonders seit die früher unfruchtbare Sumpfgegend zwischen Sidlers und Martinach durch Investierung von Millionen fruchtbar gemacht worden ist und dadurch die Kulturen einen Höchststand erreicht haben. Bestand die Baumzucht zwischen 1900 und 1915 pro Jahr in einer Anpflanzung von zirka 20 000 Bäumen, so stieg sie 1930 bereits auf deren 80 000, und heute stehen im Wallis rund 2,8 Millionen Obstbäume, wovon 30 Prozent auf Äpfel, 43 Prozent auf Birn- und 16 Prozent auf Aprikosenbäume kommen. Ausser dieser ausgedehnten Obstkultur bedeuten die grossen Spargel-, Erdbeer-, Tomaten- und anderen Gemüsekulturen einen wichtigen Faktor. Die Pfirsichkultur ist unbedeutend.

Dass der Qualität der Produktion von Seiten der Verbände, der «Union valaisanne pour la Vente des Fruits et Légumes» in Saxon und der «Schweiz. Frucht-Union» in Zug grösste Aufmerksamkeit geschenkt wird, versteht sich von selbst. Denn das Schweizer Konsumenten gesamtes Wirtschaftsbild wird vom Begriff «Qualität» beherrscht und gelenkt, und so steht die Walliser Produktionsverwertung naturgemäss unter einer strengen Kontrolle. Die Hauptschwierigkeiten des Absatzes für Walliser Produkte, wir denken nun saisongemäss in erster Linie an die momentan fälligen Aprikosen, sind zwei Faktoren: der Zeitpunkt der Haupternte und der zufolge der hohen Produktionskosten hohe Verkaufspreis. Als dritten, von den Wallisern besonders schmerzhaft empfundenen, nennen wir noch die grosse Einfuhr ausländischer Produkte, welche eineinhalb als Kompensationswaren mit dem Ausland, andernteils wegen des grossen Gemüse- und Obstbedarfs in der für die Schweiz an diesen Produkten arme Jahreszeit fällt.

Die Aprikosenernte des Wallis setzt meist ausgerechnet mit dem Beginn der Sommerferien ein. Und der leidenschaftlichste Walliser Patriot wird es den ennetbürgischen Hausfrauen nicht übelnehmen wollen, wenn sie ihre Vorräte für den Winter vor ihren Ferien sicherstellen. Denn normalerweise fällt die Aprikosenernte des Wallis ausgerechnet in die helvetischen Sommerferien — und heute nun wird das Wallis ausnahmsweise, die Schlechtwetterverluste abgerechnet, von der Tatsache einer stark verspäteten Ernte profitieren können, in dem die Familien zu complet wieder mit feriengeklärten Appetiten zu Hause eingetrückt sind. Der ganze Anfall soll sehr begehrt sein.

Durch das neue Wirtschaftsgesetz sind vom Bund aus für die grossen inländischen Produktionsperioden Einfuhrbeschränkungen möglich, so dass die Hausfrau in den nächsten Wochen vorwiegend auf die Inlandproduktion in Früchten angewiesen sein wird. Eine Kardinalfrage für den Absatz unserer Inlandproduktion bedeutet aber stets der hohe Preis derselben. Dieser ist einerseits bedingt durch die hohen Löhne, die hohen Speditionskosten und die grossen Margen des Zwischenhandels.

Bei einem für die Hausfrauenvereine und die Frauen-Presse organisierten, und auf das lebenswichtigste durchgeführten «Aufklärungssempfang» durch die OPÄV und ihren Direktor Dr. Cachin, durften sich die Anwesenden in verschiedenen Abnahmestellen über die Sorgfalt, mit welcher das «trübe», das Verlesen der riesigen eingelieferten

Obstmengen vorgenommen wird, überzeugen. Vom Wallis aus werden dem Markt Aprikosen in 3 bezeichneten Qualitäten an die Grossabnehmer, das heisst den Zwischenhandel geliefert; und wenn der Käufer der Sortierungsklasse I (weisser Kontrollstreifen, roter Druck) absolut gesunde, genügend reife und kolorierte Früchte, sich enttäuscht zeigen müsste (was leider etwa vorkommt), so liegt der Grund dafür ganz bestimmt nicht «am Wallis». Für den Handel ist II. und III. Qualität genau sortiert, letztere ausschliesslich für Konservierungszwecke bestimmt.

Nach diesen sachlichen Ausführungen wäre es ein Unrecht, nicht auch noch ein Wort zu sagen von der Schönheit, der Gepflegtheit all dieser Kulturen, die sich vom Tal bis hoch hinauf an die Berghänge ziehen. Wie Orangen leuchten die reifen Früchte aus dem satten Grün der Bäume, wie Soldaten stehen die hohen, dicht mit Früchten be-

hängten Tomatenstauden in den Feldern, üppig wuchern die Spargeln, die Erdbeeren jetzt im Ruhestand, und voll reichen Segens senken sich die Äeste unter den köstlichen Apfel- und Birnensorten, deren letztere Ernte bereits begonnen hat.

Wallis ist das Land der Gegensätze; das Land einer Bevölkerung, die einerseits hart arbeitet, duldet, in oft an den Not grenzender Armut lebt, das Land aufsteigenden Wohlstandes, und das Land der plötzlich und unbeherrscht explodierenden Leidenschaften. Die Walliser sind ein Volk, heute noch hin- und hergerissen im Zwiespalt des alten, einfachen Lebens und der Ansprüche einer Neuzeit, die auch in seine stillsten Täler dringt. Aber sie sind ein Volk voll ungeheuren Arbeits- und Unabhängigkeitswillens, der, in der relativen Abgeschlossenheit von der übrigen Schweiz, oft seine eigenen Wege geht, die nur aus der absoluten Eigenart seiner politischen, wirtschaftlichen und konfessionellen Struktur sich verstehen lassen. Für die nächsten Wochen heisst die eigenössische Solidaritätsparole — hie Wallis — hie Aprikosen!

Die «Spindel» in neuem Gewand

Die «Spindel», das bekannte Verkaufslokal für Kunstgewerbe und Heimarbeit im Orell-Füssli-Hof zu Zürich präsentiert sich nach den Sommerferien im schmunken neuen Gewand. Kaum ist der so vielen Frauen als kleine Oase im unpersönlichen Konfektionsbetrieb der Grossstadt liebgeordnete Laden noch zu erkennen. Die frühere heimelige Kleinheit ist nun einer grösseren Weiträumigkeit gewichen und dank einem geschickten Umbau und zweckmässiger Gruppierung des Mobiliars werden die vielen hübschen Sachen und Sädelchen, die es hier zu kaufen gibt, bedeutend besser ins Blickfeld der Betrachter gerückt. Allein schon der grosse Schaufensterbaldachn mit den nach Belieben verschiebbaren, nach aussen wie nach innen strahlenden Beleuchtungskörpern gewährt ungeahnte Möglichkeiten einer zweckmässigen Gliederung und Anordnung der ausgestellten Gegenstände. Und betritt man das Verkaufslokal, so steht man ganz unter dem Eindruck von Licht und Helligkeit. Wie harmonisch ist das das Spiel der Farben und der Linien abgestimmt durch die Kombination der Reflexionsdecke aus hellem Ahornholz mit den sich gegen die blaugraue Wand abhebenden grossen hellfarbigen Regalen, auf denen Gläser und Keramik, Ketten, Holz- und Metallarbeiten so gut zur Geltung kommen. Der winkelförmig in der Mitte des Raumes aufgestellte Ladentisch mit der Masse lässt den Blick frei auf die grossen Ballen der schönen handgewobenen Stoffe; links führt eine Treppe hinauf zu der nun gegen den Raum geöffneten Galerie, die zweifellos eine besondere Attraktion der umgebauten «Spindel» bildet. Denn unversehens ist da ein kleines Kinderparadies entstanden, vom grossen Schrank links, der die vielen schönen Kinderrockchen und Blüschchen birgt bis zum Kasperltheater an der rechten Wand entfaltet sich eine bezaubernde kleine Welt der Puppen und Tiere, der mit viel Liebe geschaffenen Spielsachen aus Holz und Stoff, bei deren Anblick es

jedem Kind und manchem Erwachsenen weihnachtlich zumute wird. Wir möchten weiter, dass es von nun an keine gelangweilt herumstehenden oder sich rühelnden Kleinen geben wird, wenn das Mami unten im Laden den neuen Schutinstoff auswählt oder sich nicht sofort entscheiden kann, welche Kette am besten zum Kleid passt; oder dürfte es schwer fallen, das Lislé oder den Hansli zu bewegen, sich von all den Herrlichkeiten oben auf der Galerie zu trennen.

Bei der anlässlich der Vollendung des Umbaus veranstalteten kleinen Eröffnungsfeier richtete die Präsidentin der «Spindel», Frä. Dr. E. Nägeli, herzliche Worte des Dankes an den Architekten, die Genossenschaft, die Schweizerische Volksbank und die Lieferanten und alle andern, die durch intensive Arbeit und Förderung zum Gelingen des Werkes beigetragen haben. In einem Rückblick auf die Entwicklung der «Spindel» gedachte sie unter anderem der kritischen Zeit vor 17 Jahren, da es viel Mut und Optimismus brauchte, das Verkaufslokal an neuer Stelle weiterzuführen, gedachte auch der Frauen, dank deren unermüdlichem Einsatz das «Kind», das seinen «Müttern» so manche Sorge wie Freude bereitet hat, sich entwickeln konnte. Architekt E. Neuenchwander dankte seinerseits der Bauherrschaft und allen seinen Helfern dafür, dass sie ihm die Möglichkeit zu einer schlechtweg «idealen Gemeinschaftsarbeit» gegeben haben; anschliessend schilderte er, wie das zweifache Problem, das der Umbau ihm stellte, nämlich Raum und Licht und zugleich ein den kunstgewerblichen Arbeiten stilvoll angepasstes Milieu zu schaffen, hier gelöst worden ist.

Und nun sollte es das Anliegen aller sein, die Sinn und Interesse für geschmackvolle Qualitätsarbeit und einheimisches Frauenschaffen haben, das schöne Werk künstlerischen und kunstgewerblichen Frauenfleisses nach Kräften zu fördern. M.N.

Von einer New Yorker «Spindel»

Brief aus New York

Als ich 1946 zum ersten Mal diesen Kontinent bereiste, kam ich mir wie ein «Wasserschmecker», ebenso sicher und lustig wie derjenige auf Rosa Bratellers reizendem Brunnen in Riehen in der Hackbaggergegend vor, als ich den «New York Exchange for Woman's Work», 541 Madison Ave, zwischen der 54. und 55. Strasse ganz allein entdeckt hatte, auf den man mich von Frauenseite erst ein paar Tage später aufmerksam machte. Es ist mehr wegen der Nachbarschaft dieser praktischen Institution als wegen des Schweizer Generalkonsulats, das Madison Ave 444 im 35. Stockwerk hatte, dass ich immer versuche, hier in der Nähe des zentral gelegenen «Exchange» abzusteigen, etwa in dem für Damen sehr empfohlenen Hotel Winslow oder im Berkshire.

1878 von einer New Yorkerin, Mabel Choate, gegründet, war der Exchange immer dafür da, Hausfrauen mit besonderen Talenten im Backen, Konfitüren und andere Leckereien zuzubereiten, in Handarbeiten oder handwerklichen Künsten, Absatz zu schaffen, wenn sie aus diesen einen Erwerb holen wollten. Heute ist der «Exchange» eine ganz

statistische Institution, geleitet von einem 45köpfigen Komitee und einer Direktorin, Margaret D. Paine, die seit 38 Jahren das Szepter schwingt und also die «Ups and Downs» von zwei Weltkriegen und einer katastrophalen Krisis mitgemacht hat. Sie ist, wie gar so viele meiner Bekannten, eben in die Ferien gereist, als ich nach einem guten Schmaus eines Frucht- und Lattichsalats im Restaurant eine neugierige Visite in den oberen Regionen machte. Man sollte ja frühestens im September her anrücken, und wäre es nicht wegen meines sogenannten Re-Entry-Permits, wegen meiner Aufenthaltserlaubnis gewesen, die just am 28. Juli endgültig abgelaufen wäre, so hätte ich mich auch nicht gerade auf den 1. August hin in den «Schmelztiegel» New York begeben, der seinen Namen sicher mehr von der grossen Sommerhitze als etwa von seinem verschmelzenden Einfluss auf die hier zusammenströmenden Völker hat. Mir scheint immer, in der Freiheit dieser Grossstadt erhielten sich die Typen reiner als anderswo und «schmelzen» gar nicht ineinander.

Gutes häusliches Essen, kühle Luft, aber auch

eine elegante Alkohol-Bar, und ein Buffet mit einem Küchenchef in weisser Mütze, der von grossen Roastbraten und Schinken rötliche Scheiben herunterschneidet, gestalten dies Restaurant zu einem gutbesuchten Sammelplatz für berufstätige Frauen und feministisch interessierte Personen. Es bildet für den Exchange die Haupteinnahmequelle. Man sieht da gutes Amerika und das gleiche ist von den oberen Stockwerken zu sagen: eine Abteilung feinsten Damenwäsche, meist handgenäht, eine Kinderkleider- und Spielzeugabteilung, in welcher unter anderem Stofftiere originellster Art feilgeboten werden, eine Abteilung der Amateur-Malerei, bei welcher das Malen der grossen schwarzen Theatretreter mit geschweiftem Rand und gelb-rötlich-goldenen Ornamenten, eine der ältesten kolonialen Handfertigkeiten der Amerikanerin, sehr zu Ehren kommt, wie die Blechmalerei überhaupt. Die gute alte Zeit duftet auch durch die kommerziell nett verpackten «Pot Pourri»-Produkte einer Frau aus Charlottesville, Virginia (Sachets, Extrakte, Seifen etc. aus natürlichen Blumen, namentlich Rosenblättern). Unzählige reizende Produkte weiblicher Handfertigkeit zeigen, was die Amerikanerin von heute noch liebt. Eine grosse Abteilung für Esswaren, wo man von einzelnen Kuchen nach Hausrezepten über Eingemachtes bis zu ganzen Essen bestellen kann, schliesst sich an. Im obersten Stock ist, erst in späteren Jahren übernommen, eine Antiquitätenabteilung, verbunden mit dem jetzt so modischen Bric à Brac aus den 70er Jahren. Hier spielt das amerikanische Glas, aber auch bemaltes Porzellan, Silber usw. eine grosse Rolle. Frauen, die sammeln und nun verkaufen wollen, oder Personen, die Familienstücke abtosseln, sind die Haupt-Konsignatäre dieser Abteilung, die fast ausschliesslich auf Kommission arbeitet. So ist man so gut wie sicher, hier echte Dinge zu bekommen. Merkwürdig! Ueber den kunstgewerblichen Gegenständen der amerikanischen Kolonialzeit, die ja nicht besonders kostbar sind, liegt für mich immer ein Hauch von Wehmut. Ist etwas vom Heimweh nach der alten Welt in die Formen und in die Oberflächenbearbeitung bei diesen oft etwas plumphen Gefässen und Geräten hineingeflossen? Im harten Kampf in der neuen Welt konnte dem künstlerischen Schaffen, ja der blossen Verzierung der Gebrauchsgegenstände, nicht viel Zeit gewidmet werden. Und doch drängten Herz und Sinn nach Schönheit im Heim, die naiven Ausdruck fand.

Drei philanthropische Zweige unterhält der Exchange noch:

1. einen Arbeitsnachweis für Akademikerinnen, University Women, worunter natürlich in erster Linie Lehrerinnen aller Art;

2. ein Ferienheim in Lennox, Massachusetts, mit 16 Betten, wo Schützlinge und Personal kurze Ferien von zwei Wochen verbringen können;

3. das Sammeln von «Rummage», (kommt wohl vom gleichen Stamm wie «räumen» und «aufräumen»), alten Kleidern, Büchern, Haushaltgegenstände für eine Art Brockenhaus, das gemeinsam mit andern gemeinnützigen Institutionen, an der Strasse der Altvarenhändler, der 3rd Avenue geführt wird und dem Exchange etwas Kommission auf den verkauften Gegenständen abwirft.

Wenn ich nun noch beifüge, dass am Eingang des ziemlich weitläufigen Restaurants mit 96 Sitzen, zwei Vertreterinnen einer bei uns so gut wie unbekannten, hier aber überaus zahlreichen Frauengilde stehen, zwei «Hostesses», die Plätze anweisen, während den Stunden grossen Andrages, wo hier wie fast überall im Zentrum die Besucher Schlange stehen, und dass eine muntere kleine Hauszeitung die einsame Esserin unterhält, dann ist wohl alles Wissenswerte über diese gemeinnützige Frauenorganisation mit ihrer in New York so willkommenen gemütlichen Atmosphäre gesagt. D.G.S.

Nicht stiefmütterlich!

G.G. ist etwas verärgert, weil ich in Nummer 32 unter anderem schrieb: «Die Aufstellung zeigt, dass die Ehefrau beim Tode des Ehegatten nicht stiefmütterlich behandelt wird, steht doch dem Ehemann das Recht zu, für seine Ehegattin gebührend zu sorgen».

Nun kommt G.G. und bringt drei Beispiele von Ehefrauen, die mir zeigen sollen, dass ich mit dem «nicht stiefmütterlich» im Unrecht sei. Bei diesen Beispielen muss ich dem G.G. Recht geben, hier werden die Ehefrauen durch Art. 214, Abs. 1 ZGB stiefmütterlich behandelt, ihnen gebührt der ganze Vorschlag. Lieber G.G., warum wird in den aufgeführten Beispielen von den Ehemännern nicht Art.

Otto Bachmann hat sich von seinen Wachsfiguren-Frauen, die ihn jahrelang offenbar völlig behexten, etwas gelöst. Er findet eine menschlichere Formel um seine Erfahrung am Weiblichen mitzuteilen. Immer noch zerbrechlich und puppenhaft, sind die neuen Gestalten doch atemend salz bewegt. Ein Bild hängt da, auf dem sie durch schöneformige Stiele ersetzt sind, was wohl beweist, dass Bachmann auf der Suche nach einem neuen, gültigeren Ausdruck für seine inneren Gesichte ist. Sein Metier ist unverändert allmeisterlich.

Noch dieser und jener der ausstellenden Künstler wäre zu erwähnen als in Erneuerung begriffen, zum Beispiel Oscar Dickmann, der sehr farbig geworden ist, sodass die Schau mehr bietet als eine Reihe gut gemalter Bilder. Sie gibt Einblick in die menschliche Geist-Werkstätte, darin der Künstler sich um seine eigene Wandlung bemüht. A.V.

Beginn der Internationalen Musikfestwochen in Luzern

Die diesjährigen Internationalen Musikfestwochen in Luzern haben ihren glanzvollen Anfang genommen. Im Philharmonia Orchestra London, das diesmal anstelle des Schweizerischen Festwochenensembles die grosse Symphoniekonzerthalle betretet, lernte man von allem Anfang an einen Klangkörper von hervorragender Qualität kennen: die Leistungen dieses noch jungen Orchesters, das im Gegensatz zu dem bisherigen Festspielensemble nicht jeweils ad hoc zusammengestellt, sondern das ganze Jahr über tätig ist, bestatigten voll und ganz den Ruf, der ihm voranging. Man erlebt hier ein Zu-

sammenspiel von einer Exaktheit, Präzision und Klangschönheit, wie sie nur selten geboten werden. In zwei von Herbert von Karajan geleiteten Symphoniekonzerten bewiesen die englischen Musiker mit der Wiedergabe von Werken von Mozart, Ravel, Brahms, Richard Strauss und Hector Berlioz jene Brillanz und Leichtigkeit des Zusammenspiels, die das oberste Anliegen des nach vollendeter Virtuosität zielenden Dirigenten ist, der sich wohl nicht zufällig Walter Gieseking als Solisten für Mozarts Klavierkonzert A-dur gewählt hatte. Ebenso vollkommen aber wusste das Musikerensemble den Intentionen des tschechischen Dirigenten Rafael Kubelík zu folgen, der mit seiner hinreissenden Wiedergabe von Smetanas Ouvertüre zur Oper «Die verkaufte Braut» und einer wundervoll differenzierten Interpretation von Schuberts VII. Symphonie C-dur bewies, in welchem Masse technisches Können zum Ausdruck von Temperament wie von Innerlichkeit und Nachdenklichkeit werden kann. Die italienische Geigerin Giocanda de Vito spielte an diesem Abend das Violinkonzert D-dur von Brahms mit ebensoviel Kraft wie Zartheit in einer wundervollen Süss des Tones. Das Konzert bildete zweifellos den Höhepunkt der ersten Festwoche.

Als Auftakt zu den musikalischen Veranstaltungen fand am Nachmittag vor dem ersten Konzert ein Empfang der Presse- und Radio-Vertreter auf dem mit erlesenem Geschmack eingerichteten Landsitz Seeburg statt. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man vom Präsidenten des Festwochenkomitees Dr. Walter Streb, dass im nächsten Jahre wieder das schweizerische Festspielorchester bei den Luzerner Musikfestwochen seines Amtes walten soll, nachdem es gelungen ist, den letzten Jahr ausgebrochenen bedauer-

lichen Konflikt beizulegen. Dr. E. Schütz orientierte über die diesjährige Organisation der Musikwochen und Walter Legge, der Gründer und Leiter des ohne Kapital und Subvention arbeitenden Londoner Orchesters, das sich in den wenigen Jahren seines Bestehens bereits Weltruf erworben hat, sprach seine Freude darüber aus, dass das Ensemble nun in so ehrenvoller Weise in Luzern wirken dürfe. Nachdem noch der lebenswürdige Hausherr der Seeburg, Herr J. Vallaster an der Pressekonferenz, zu der eine junge Sängerin, Frä. Emmy Liska, am Flügel begleitet von K. U. Wolf einige Schubert-Lieder beigeleitet hatte, interessante Details aus der Geschichte des alten Herrensitzes mitgeteilt hatte, zerstreuten sich die Teilnehmer über die einen prächtigen Blick auf See und Berge gewährenden Gartenanlagen, und bei einem grosszügig offerierten Aperitif baute sich der Kontakt zwischen den Gästen zwanglos an.

Ausstellung bei Maria Benedetti

In der Kunststube Küsnacht wird die Saison wieder mit einer Ausstellung eingeleitet, welche Künstler verschiedener Herkunft, verschiedener Temperamente vereinigt. Die Werke Hans Gritters, Blumenbilder und kleine Landschaftsausschnitte, wirken sehr freundlich in der kleinen Nische, die man ihnen eingeräumt hat; auch Ric Huber liebt das Stilleben, aber in hellen, mit viel Gelb vermischten Farben, wobei uns das «Stilleben mit Porträtplastik» am besten gelungen scheint. S. P. Robert trägt zu Recht seinen verpflichtenden Namen: Sein «Paysage du Léman» in gedämpftem, zartem Licht, und mehr

noch das Stilleben mit Muscheln, atmen klassizistische Kühle, eine Freude an klar geführten Linien und Umrissen, die ein selbstbewusstes und sicheres Können verraten. Am ähnlichsten ist ihm Jean Foret, wenn er, wie in der «Place de la Concorde», die grau-blauen Töne frisch und kühl aufträgt; seine lauten, bunten Kompositionen schwimmen mehr im breiten Strom der jungen Malerei und lassen die persönliche Note vermissen. Alfredo Cini kennt gute Farben, die er mit kräftigen Schattenstrichen hervorhebt; sein Stilleben mit Fischen, pastos aufgetragen, als Komposition glücklich zusammengehalten, überzeugt ebenso sehr wie das «Gitarren-Konzert» vom ausgeprägten Gefühl für Gewichtsverteilung und Rhythmus bei der Anlage eines Bildes.

So ist Frau Benedetti auch diesmal wieder eine Ausstellung von beachtlichem Niveau gelungen, überstrahlt von einer Landschaft Raffaels, prunkvoll eingerahmt, den morbiden Zauber impressionistischer Vergangenheit ausstrahlend. uhu.

Wasche schonen mit KOLB'S
Seifenflocken Weisse Taube
J. KOLB Seifenfabrik ZÜRICH

Das beste Waschmittel für sorgfältige Pflege der Wäsche für Waschmaschinen, Automaten und Waschkessel.

214. Abs. 3 ZGB verlangt. Warum behilft man sich in diesen und ähnlichen Fällen nicht mit dem Ehevertrag. Im Ehevertrag, wie R.Z. in Nummer 33 richtig anführt, kann der ganze Vorschuss der Ehefrau zugewiesen werden. Eheverträge müssen nicht nur vor der Ehe abgeschlossen werden, sie können jederzeit gestellt werden.

Ich habe ja geschrieben, dem Ehemann stehe das Recht zu, für seine Ehefrau gebührend zu sorgen. Das Gesetz gibt Mittel und Wege, dass die Ehefrau beim Tode des Ehemannes nicht stiefmütterlich behandelt wird. Vorschlagsrecht, Frauengut, Erbteilung und AHV-Rente können von der Ehefrau ohne Mithilfe des Ehemannes verlangt werden. Ehevertrag, letztwillige Verfügung und Lebensversicherung liegen im guten Willen des Ehemannes. Wenn die Finanzlage der Eheleute verlangt, dass der Ehemann die angeführten Hilfsquellen benötigt, wenn er seine Ehefrau nach seinem Tode von grosser finanzieller Not bewahren will, dieselben aber ignoriert, dann ist der Ehemann und nicht der Gesetzgeber, der die Frau stiefmütterlich behandelt.

A. Rüttche

Anmerkung der Redaktion: Das ist es ja wohl gerade: dass eine gewisse Sicherstellung der Frau im «Ermessen des Ehemannes» liegt und dass diese, die in der Schweiz durch ihre Untertanstellung überall Benachteiligte, nicht von vornherein durch das Gesetz geschützt wird. Damit Schluss der Diskussion über dieses Thema.

Antwort an Cläre Neumann

Haben Sie allerherzlichsten und vergnüglichen Dank für Ihren Vorschlag, «Nichttraucher-Cafés» ins Dasein zu rufen. Trotz dem (soh doch!) der Reaktion scheint mir, Ihr Plan bedeute eigentlich kein grösseres Risiko als seiner Zeit die Gründung der «Alkoholfreien».

Andersseits scheint mir aber, dass es durchaus möglich wäre, in den schon bestehenden Gaststätten einen «Nichttraucher-Raum» zu schaffen. Dass ein solcher tatsächlich seine Aufgabe erfüllen würde, läge doch einfach an der strikten Kontrolle des Personals, und falls eine solche einmal versehentlich unterbliebe, an einem freundlich-aufklärenden Wort eines Gastes. Wann immer ich erleben muss, dass in dem von mir bestiegenen Nichttraucher-Abteil eines Zuges ein Räucherlein aufsteigt, sage ich — mich mit möglichst bezauberndem Lächeln einer der drei L.-nesssprachen bedienend — zum oder zur Feilba: „dass er oder sie offenbar übersehen habe, sich in einem «Nonfumeur» zu befinden, dass dies aber weiter kein Unglück bedeute, da just die nächste Tür ins Paradies der Raucher führe.“

Ein «Nichttraucher-Raum» wäre wirklich eine fabelhafte Sache, denn sie alle, die am Neben- oder gar eigenen Tisch Zigarette oder Stumpfen schmauchen, ahnen ja gar nicht, welche Qualen sie den Augen oder den Atmungsorganen von Unserem bereiteten, und dass sie, die Qualenden, häufig der

Anlass sind, dass man auf weiteres Ausruhen verzichten muss.

Liebe Cläre Neumann, es wünscht Ihrem Plan rascheste Erfüllung, Ihre Ida Frohnmeyer

Kurs für Vereinsleitung

In dem in unserem Blatt vor einigen Wochen gewürdigten, der Volkshochschule Bern angeschlossenen Zentrum für Erwachsenenbildung und Freizeitgestaltung im Schloss Münchenwilen, in der Nähe des Murtensees, findet von Samstag den 4. bis Samstag den 11. September 1954 unter der bewährten Leitung von Dr. A. Luise Grütter aus Bern ein Kurs für Vereinsleitung statt.

Dieses Thema ist für Frauen und Männer, denen besonders im Beginn ihrer öffentlichen oder Vereinstätigkeit die Leitung einer Sitzung oder Tagung etwas Sorgen macht, sehr wertvoll und nützlich, so dass der Besuch des Kurses, der sich in dem schönen Rahmen des alten Kastells sicher in jeder Beziehung zu einem Genuss gestalten wird, allen Aspiranten auf Vereinsleitung aufs beste empfohlen werden kann.

In den Lektionen über Vereinsleitung kommen folgende Themas zur Beleuchtung und zu nachheriger Besprechung: Grundlagen und Aufgaben des Vereinswesens, Aufbau und Organisation des Vereins, seine Organe und deren Pflichten und Rechte, die Ordnung der Vereinsversamm-

lungen. Wichtige Geschäfte und Arbeiten: Wahlen, Abstimmungen, Protokolle, die Statuten.

Anmeldungen sind möglichst früh zu richten an: Frl. Dr. A. L. Grütter, Schwarztorstrasse 20, Bern. Telefon 031/341 83.

Radiosendungen

sr. Montag, 23. August, 14 Uhr: «Notiers und probiers»: Die kleine Kräuterkunde — Heute stecken wir. — Die neue Ernährung. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Mittwoch, 14 Uhr: «Wie sie leben...» 1. Eine Landarzfrau erzählt.

Fernseh-Sendungen

Montag, 23. August, 20.30 bis ca. 21.45 Uhr: Die Fjorde laden ein (Film).

Dienstag, 24. August, 20.30 bis ca. 21.30 Uhr: Aus dem Leben der Affen (Film) — Moderne britische Düsenflugzeuge (Film). Kommentar: Theodor Haller — Der Maler Graham Sutherland: Querschnitt aus seinem Schaffen (Film).

Donnerstag, 26. August, 20.30 bis ca. 22.15 Uhr: Das Fernsehen im Dienste der Unfallverhütung: Pass auf! Ein Verkehrswettbewerb mit Preisen.

Freitag, 27. August, 20.30 bis ca. 21.45 Uhr: Besuch im Zürcher Zoo mit Prof. Dr. Hediger.

Samstag, 28. August, 20.30 bis ca. 21.45 Uhr: Grosser Bunter Abend anlässlich des Zürcher Seenachfestes.

Redaktion:

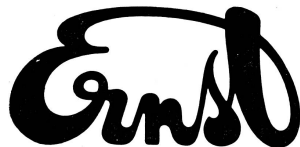
Frau El. Studer-v. Goumoens, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

ARM -Webrahmen -Tischwebapparate -Handwebstühle

gewährleisten ein angenehmes und vielseitiges Weben

Verlangen Sie Prospekte

WALTER ARM, Webstuhlbau, BIGLEN/BE Tel. (031) 68 64 62



Guets
Brot
Feini
Guetzli

Hauptgeschäft Seefeldstrasse 119, Telefon 24 77 61
Tea Room Suvretta, Bahnhofstrasse 61, Telefon 23 34 31
Tea Room, Bahnhofplatz 1, Telefon 27 12 03

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch-
und Wurstwaren

Metzgerei
Zürich 1
Schützengasse 7
Telefon 23 47 70

Telefon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

BE CO SCHAFFHAUSERSTR. 32
ZÜRICH TEL. 051/26 23 61

Brokat-Stoffe und Gold-
borden zur Anfertigung
von Zier-Deckell
Jakob Benz & Co.

Inserate

im «Schweizer Frauenblatt»
haben Erfolg

Der empfindliche
Magen
braucht
reines Pflanzenfett
»Schweizer Perle«

Ein Kochfett
la

das nicht enttäuscht

SPEISEFETTWERK SCHWEIZER-PERLE AG. ZÜRICH



Filiale:
Interlaken
Jungfraustr. 38

Lassen auch Sie
schöne solide
Teppiche und Läufer weben
aus Ihren alten Kleidern!
Beste Ausführung, niedrige Preise.
Verlangen Sie Prospekte bei
E. Stöckli-Siffer, Handweberei
Papiermühle bei Bern
Tel. (031) 65 84 16

B 25 Jahre Gipfelstube

Und immer wieder der feine
Kaffee-Spezial mit dem
Spez. Gipfel in der

Gipfelstube - Marktgasse 18 - Zürich

Alkoholfreie Gaststätten laden Sie ein

KIPFER-GFELLERS
«Chüechli»
Uraniastrasse 16, Zürich
Die Café- und Lunchstube im Zentrum

Täglich 8 Menüs zu
2.10 2.30 2.60 3.- 3.80
Kaffee und Patisserie — primal

CAFE APOLLO BAR
MIT DEM BERÜHMTEN KAFFEE FÜR KENNEN
Zürich, am Stauffacher, im Hause Kino Apollo

Wenn BERN denn
PERGOLA
Alkoholfreies Restaurant — Tearoom
Sitzungszimmer
Belpstrasse 41/43 Tel. 5 91 46
Ideale Parkmöglichkeiten
Gleiches Haus «Gahm» Zeughausgasse 31

Hotel Hospiz
ENGELHOF BASEL
Flussendes Wasser, Lift, Bäder
Ruhige Lage im Zentrum
Alkoholfreies Restaurant
Nadelberg Stiftsgasse

CAFÉ ERNI • Heimelig
• Gut
• Preiswert
zum Vögeli
Bäckerei + Conditoral Spiezergasse 25/27 St. Gallen

Tea Room **CLARIDA**, Meggen
Tel. (041) 72 12 87 bei Luzern
bestens geeignet für Vereine und
Schulen mit Autocars.
Herrliches Alpenpanorama
mit Wetterhorn und Jungfrau-Gruppen.
Tel. Anmeldung erwünscht.

Handwebereien aus dem HEIMATWERK THUN

Lauter 87 • Tel. 2 34 41

erfreuen alle Menschen mit Sinn für
Schönheit und handwerkliches Schaffen.



Sind Sie IM BERUF UND ZU HAUSE

zweckentsprechend
gekleidet? —
Besuchen Sie uns
unverbindlich.

Unsere grosse Aus-
wahl in Zierschürzen
Hauskleidern u. Mäntel
für jeden Beruf enthält
auch für Sie das Pas-
sende.

Thaler Spezialgeschäft
für Berufskleider
Rennweg 18, Zürich 1, Tel. (051) 27 57 44

SCHAFFHAUSER WOLLE

Paidol

Ist kein neues Präparat, mit
dem erst Erfahrungen ge-
sammelt werden müssen,
sondern ein seit mehr als
60 Jahren bewährtes
Kindernährmittel, das durch
Beimischung von Calcium-
phosphaten und Vitaminen
auch den neuen Erkennt-
nissen der Ernährungswissen-
schaft entspricht.

Neu! **Maruba Chlorophyll**
SCHAUMBADER
Das Geheimnis
der Jugend und Schönheit
liegt in Ihrer Haut!

Benützen Sie den aktiven
MARUBA-SCHÖNHEITSSCHAUM
regelmässig für Ihre Körper- und Gesichts-
pflege. Er ist ein wahrer Jungbrunnen für
die Haut.

Endlich vereinigt: Die einzigartigen kosme-
tischen Eigenschaften des auf pflanzli-
cher Basis hergestellten Maruba-Schaum-
bades und die lebendige Kraft des Blatt-
grüns. Berühmt ist die geruchvertilgende,
reinigende und heilende Wirkung dieses
Wunderstoffes der Natur:

WASSERLÖSLICHES, 100% AKTIVES CHLOROPHYLL
Parfums: Fichten-Öl und ohne Chlorophyll, Rose, Eau de
Cologne, Lavende, Fäccone zu Fr. — 70, 3.45, 6.30, 14.40, 24.95.

Das Schaum- und Schönheitsbad für höchste Ansprüche:
MARUBA DE LUXE SUMMERRAIN FR. 18.85
In allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien und guten Geschäften

Milch ist Speise und Trank zugleich

PZM